

Hauptsache Holz und Wasser

Spielplätze spielen im Leben von Familien mit kleineren Kindern eine zentrale Rolle / Eine Annäherung an den perfekten Spielort

Von Christian Engel

Was macht einen guten Spielplatz aus? Für Yannick und Devran sind es die Freunde, die man dort trifft, die Ninjago-Karten, die man im Schatten eines Baumes tauscht, die abgefahrene Rutsche. Für Sandra Müller ist es ein willkommener Treffpunkt mit anderen Eltern und ein Bewegungsangebot in der Stadt für ihren Vierjährigen. Für Tom Armbruster vom Jugendhilfswerk, der in Freiburg einen Spiel-Bauwagen betreut, muss ein Spielplatz ein Ort sein, an dem Kinder frei herumrennen dürfen – und nebenbei lernen können: Wie man sich streitet und versöhnt, wie man klettert und mit Spielsachen umgeht.

Spricht man mit Eltern und Kindern aus dem Freundeskreis, können sie ganz genau sagen, welcher Spielplatz ihnen gefällt und welcher nicht. Die einen brauchen ein umzäuntes Freiluftgehege, weil der wilde Sohnemann sonst ständig ausbüxt, die anderen wollen es naturbelassen. Die eine hätte gerne ein Café um die Ecke, der andere eine Feuerstelle. Manche Spielplätze wiederum werden gemieden, weil sie nach Urin stinken und heruntergekommen sind. Es scheint vor allem Geschmackssache zu sein, was einen Spielplatz zu einem guten oder gar herausragenden macht – das fällt bei den Befragten aus dem Vorgespann auf, die an einem Dienstag alle auf dem Spielplatz „Blaues Monster“ im Freiburger Stadtteil Unterwiehre anzutreffen sind. Aber auch in diesem Bereich gibt es Experten, die sich seit Jahren oder Jahrzehnten schon mit Spielplätzen und ihrer Konzeption befassen und wissen, worauf es ankommt. Eine davon ist Angelika von der Beek.

„Auf gar keinen Fall quadratisch, praktisch, gut.“

Pädagogin Angelika von der Beek

In den späten Achtzigern begann die Diplom-Pädagogin, das pädagogische „Hamburger Raumgestaltungskonzept“ zu entwickeln, hinter dem die zentrale Frage stand: Wie muss ein Raum beschaffen sein, damit er das Kind in seiner eigenständigen Entwicklung fördert? Eine ihrer Antworten lautet: „Auf gar keinen Fall quadratisch, praktisch, gut.“ Kinder, sagt sie, wollen entdecken. Daher dürfe man ihnen nicht nur starre Geräte hinstellen, die ausschließlich eine Funktion besitzen, wie: Die Schaukel schaukelt und die Wippe wippt. Vielmehr bräuchten Kinder verschiedene Materialien, mit denen sie etwas bauen und kreativ werden, Dinge, die sie auch umfunktionieren können, wie lose Bretter, alte Gießkannen, Drainagerohre. Was von der Beeks Meinung nach nie auf einem Spielplatz fehlen darf: eine Wasserpumpe, eine „unendliche Quelle von Tätigkeiten“.



Das „Blaue Monster“ auf dem gleichnamigen Spielplatz in Freiburg kommt bei den Kindern des Quartiers gut an.

Auf einem Spielplatz sollen sich Kinder verstecken und auch mal von den Eltern distanzieren können, sagt die Expertin. Sie sollen Blätter abreißen dürfen, Wasser auf der Haut spüren, durch hohes Gras schlappen, eigene Erfahrungen machen: „Eltern müssen ihnen dann aber auch die Freiräume dafür geben.“ Häufig beobachtet sie allerdings Mütter und Väter, die stets in der Nähe ihrer Kinder sind, als würden sie ihren Spross mit einer unsichtbaren Leine kurzhalten. Sicher ist sicher: Das sei das Motto vieler Eltern, was sich in der Konzeption neuer Spielplätze widerspiegeln. „Sicher ist sicher“, wiederholt Angelika von der Beek mit Augenrollen: „Das ist der Tod jedes Spielplatzes.“

Könnten Normen sprechen, würde sich die EN1176 jetzt zu Wort melden. Diese europaweite Norm regelt die sicherheitstechnischen Anforderungen an Spielgeräte. Sie untersagt gefährliche Kopf- und Fingerfangstellen und bestimmt die Größe des Sicherheitsabstands unterhalb von Türmen und Schaukeln: den Fallraum. An ihr kommt keiner

vorbei, wenn er einen öffentlichen Spielplatz bauen will.

„EN1176 ist die Voraussetzung für sicheres Spielen“, sagt Steven Fritsch. Die Norm ist sein täglicher Gradmesser. Der Landschaftsarchitekt arbeitet für Krambamboul, eine Firma aus Brandenburg, mit der er in Süddeutschland schon bald 60 Spielplätze entworfen und umgesetzt hat. Eines der Projekte war der Spielplatz „Blaues Monster“ in Freiburg, ein anderes steht in Lahr. Dort wurde vor zwei Jahren im Kleinfeldpark der stadgrößte Spielplatz eingeweiht. 190 000 Euro hatte die Stadt investiert.

„Wichtig ist“, sagt Fritsch, „sich vor der Planung erst einmal anzuschauen, für welche Altersgruppe ein neuer Spielplatz gedacht ist.“ Kleinere Kinder bräuchten Sandspielplätze, Balancierelemente mit Halteseilen. Größere Kinder wollten hoch hinaus über Netze und auf Türme klettern. „Und für Jugendliche brauchen wir Aufenthaltsmöglichkeiten, etwa Chillnetze.“ Die Spielplatzfunktion sei das A und O. Aber natürlich müsse auch die Optik stimmen. Kindern mag es zweitrangig sein, wie etwas aussieht, aber häufig entscheiden ja Mama und Papa, wohin es geht, und deren Augen und Sinn für Ästhetik seien mit den Jahren anspruchsvoller geworden.

Beim Thema Haptik allerdings reagieren auch die Kinder, wohl eher unterbewusst. Früher, vor allem in den 50er und 60er Jahren, erzählt Fritsch, wurden auf Spielplätzen häufig Stahlkonstruktionen erstellt. Es folgten Spielgeräte aus Plastik. Heute wird mehr mit Holz gebaut. Krambamboul verwendet besonders gern Robinie, weil deren Holz nicht nur resistent gegen Pilze, also langlebig ist, sondern

wegen seines krummen Wuchses eine besondere Ästhetik mitbringt. „Holz ist einfach wärmer und einladender zum Spielen als ein Gerät aus Metall und Eisen.“

Auf dem Spielplatz „Blaues Monster“, wo die Siebenjährigen, Yannick und Devran, so gerne Ninjago-Karten tauschen, sind alle Konstruktionen aus Holz. Vor zwei Jahren erst wurde der Spielplatz für 260 000 Euro saniert, er war eines der ersten großen Projekte von Jutta Herrmann-Burkart, die in Freiburg kurz zuvor die Abteilung Grünflächen des Garten- und Tiefbauamts übernommen hatte.

Plant sie einen Spielplatz, wie etwa den kürzlich erbauten im Dietenbachpark, lässt sie viele Leute mitsprechen: Landschaftsarchitekten, Pädagogen, Anwohner, umliegende Kindergärten – und Kinder. Die sind es schließlich, die den Platz vor allem nutzen wollen und sollen. Klar gibt es dann auch Vorschläge wie Ponys oder Riesenräder, die der neue Spielplatz unbedingt brauche, „aber insgesamt kommen viele gute Ideen“, sagt Herrmann-Burkart. Und durch die Beteiligung im Vorfeld gewinne ein Spielplatz an Wert, nach dem Motto: Wir durften mitsprechen, jetzt haben wir auch eine Verantwortung, ihn in Schuss zu halten.

100 000 Spielplätze soll es laut Open Street Map bundesweit geben, eine amtliche Statistik wird nicht geführt. Wie viele es auch sein mögen: Ein Spielplatz ist ein wichtiger Raum eines Dorfes oder Quartiers, ein zentraler Bestandteil der täglichen Programmplanung vieler Familien, ein Ort der Begegnung und Bewegung, eine natürliche Lernplattform, eine Freiluft-Tauschbörse – so sollte er auch geplant, wertgeschätzt und behandelt werden.



Ein Wipptier, das im Rollenspiel auch mal zum Rennmotorrad wird.

FOTO: EUTHWIA (STOCK.ADBE.COM)